

# Ein ungutes Zeitgeistprodukt

**Analyse** Die Film- und Gamebranche strebt mit einem Förderungsgesetz für sich selber eine privilegierte Stellung an. Damit fördert sie die Entsolidarisierung und das wirtschaftliche Denken in der Kultur.

**Hannes Nussbaumer**

Jedermann mag gute Filme. Niemand hätte etwas dagegen, wäre die Schweiz das ultimative Zentrum der Filmkultur. Es wäre erfreulich, würde unsere Filmbranche nach dänischem Vorbild regelmässig erstklassige Serien hervorbringen.

Müssen wir uns also für ein Film- und Medienförderungsgesetz aussprechen, wie dies eine Initiative verlangt, die von Akteuren aus der Filmszene lanciert worden ist?

Unbestritten ist: Filme sind teuer, der Friedhof der nicht realisierten Drehbuchideen ist gross, und vielleicht gäbe es den einen oder anderen Filmserfolg mehr, wären die öffentlichen Kulturbudgets etwas üppiger ausgestattet. Es gibt denn auch ehrenwerte Gründe,

die Kulturförderung mit mehr Mitteln zu alimentieren. Aber darum geht es am 23. September nicht.

Es geht um die Frage, ob die Film- und die Gamebranche dank eines eigenen Fördergesetzes eine privilegierte Stellung innerhalb des Kulturbetriebs erhalten sollen. Damit stellt sich im putzigen Zürcher Massstab eine Frage, die eigentlich globales Format besitzt und auf die es nur eine Antwort geben kann: Nein, wir wollen kein Filmförderungsgesetz. Ein solches ist nicht nur überflüssig. Es ist gefährlich.

Die Filmförderungsinitiative ist so etwas wie ein Symptom der politischen Gegenwart. Wir befinden uns in einer Ära der Entsolidarisierung. Das Prinzip des darwinistischen Wettbe-

werbs, der «America First»-Devise erfährt weltweit eine Renaissance. Die Initiative trägt diese Rhetorik in das Zürcher Kulturbiotop. Das Bestreben der Filmleute, ihre Kulturform über andere zu erheben, ihr zu einer privilegierten, überragenden Stellung zu verhelfen (was zwangsläufig mit der Herabsetzung der Nicht-Privilegierten einhergeht): Das ist eine Spielart dieses unguuten Zeitgeists. Ein Kulturbetrieb, der hierarchisch in «bessere» und «weniger gute», in förderungswürdigere und weniger förderungswürdige Sparten gegliedert ist: Das ist keine wünschenswerte Aussicht.

Natürlich ist der Fall des Film- und Medienförderungsgesetzes inhaltlich unvergleichlich viel harmloser als das, was aktuell in anderen Weltgegenden geschieht – aber auf der sym-

bolischen Ebene gibt es Parallelen, und diese sollten uns zu denken geben.

In der Abstimmungszeitung schreiben die Initianten, dass im Film- und Medienkunstbereich «jeder eingesetzte Förderfranken das Vierfache an Wertschöpfung generiert – Geld, das zurück in den Kanton fliesst, Arbeitsplätze schafft und Steuersubstrat generiert. Kulturförderung ist somit auch Wirtschaftsförderung.» Wer mit dieser Argumentation für die Privilegierung der Film- und Gamebranche wirbt, bringt ein eigenwilliges Verständnis von Kulturförderung zum Ausdruck. Er erwartet von dieser einen messbaren Nutzen in Franken und Rappen. Eine Kulturförderung, die der ökonomischen Logik gehorcht, ist aber bloss noch eine Filiale der Standort- und Wirtschaftsför-

derung. Ist das wirklich ihr Sinn und Zweck?

Ist es nicht. Kulturförderung muss Räume schaffen und Werke ermöglichen, die eben genau nicht den Kriterien der kommerziellen Verwertbarkeit entsprechen. Der Lyriker wird mit seinen Versen nie Millionen generieren – und schafft trotzdem Wertvolles. Die Romançiers, Theaterautorinnen, Komponisten und Plastikerinnen sind dann mutig, neugierig und innovativ, wenn ihnen auch das Scheitern erlaubt ist.

Kulturförderer müssen Ermöglicher sein. Sie haben die Aufgabe, kulturelle Werke möglich zu machen, die sich nicht selber finanzieren lassen. Dafür brauchen sie Geld und eine gerechte Gesetzgebung. Ein Spezialgesetz für Film und Games ist hingegen nicht nötig.

## Mehrere Verletzte in Zürich und in Winterthur

**Gewalt** In der Nacht auf den Samstag sind im Niederdorf bei einer tätlichen Auseinandersetzung fünf Personen verletzt worden. Der Vorfall ereignete sich an der Verzweigung Häring-/Zähringerstrasse. Dort fand die Polizei kurz nach 1.30 Uhr zwei 19- und 21-jährige Schweizerinnen sowie einen 22-jährigen Mann mit Kopfverletzungen vor. Zwei weitere beteiligte Männer, 33 und 35 Jahre alt, konnten später am Bahnhofplatz aufgegriffen werden. Auch sie mussten mit Verletzungen am Kopf ins Spital gebracht werden. Die Männer wurden nach der Behandlung verhaftet, wie die Stadtpolizei Zürich mitteilt. Die zwei Frauen erlitten mittelschwere Verletzungen und mussten in stationärer Spitalbehandlung bleiben. Die Hintergründe der Schlägerei ist noch unklar und wird untersucht. Bei den drei Männern handelt es sich um zwei Sri Lanker und einen Schweizer.

Viel zu tun am Wochenende hatte auch die Stadtpolizei Winterthur. In der Nacht auf den Samstag musste sie über 40 Einsätze leisten, häufig ausgelöst wegen tätlicher Auseinandersetzungen, Streitereien und Lärm. Öfter war Alkohol- und Drogenkonsum im Spiel. Zu einem grösseren Einsatz kam es an der Unteren Vogelsangstrasse. Um 2.30 Uhr entwickelte sich dort eine Schlägerei, an der mindestens fünf Männer im Alter zwischen 27 und 37 Jahren beteiligt waren. Drei Personen stammen aus der Schweiz, zwei aus Deutschland. (wsc)

## Spital Limmattal darf Reha bieten, das Triemli nicht

**Gesundheitspolitik** Im Spital Limmattal nimmt nächsten Frühling eine Reha-Abteilung ihren Betrieb auf. Das Spital arbeitet dabei mit der Reha-Clinic Zürich AG zusammen. Diese hat vom Regierungsrat einen befristeten Leistungsauftrag für neurologische Rehabilitation und Frührehabilitation im Limmattal erhalten. So können Schlaganfallpatienten aus der Region nach der Akutversorgung wohnortnah weiterbehandelt werden. Das Ganze ist als Pilotprojekt konzipiert.

Auch das Stadtspital Triemli wollte, zusammen mit den Kliniken Valens, ab nächstem Jahr Rehabilitation anbieten, und zwar für Krebspatienten und solche mit Muskelkrankheiten. Diesen Antrag hat der Regierungsrat aber abgelehnt. Das Projekt lasse zu viele Fragen offen. Triemli-Direktor André Zemp bedauert den Entscheid, kann aber damit leben. Seine Idee war, das neue Bettenhaus mit einer Reha-Abteilung besser auszulasten und gleichzeitig Erfahrungen zu sammeln im Hinblick auf das grosse Reha-Projekt, welches sein Spital verfolgt: Ab 2023 sollen die Kliniken Valens auf dem Triemli-Areal eine Reha-Klinik mit 150 Betten betreiben.

Spitalnahe Rehabilitation ist im Trend. Entsprechende Abteilungen sind unter anderem bereits am See-Spital Kilchberg und im Zollikerberg angegliedert. Wer schliesslich wo wie viele Reha-Betten betreiben darf, entscheidet der Regierungsrat im Jahr 2023. (an)

## Die letzte heisse Schoggi wird im nächsten Frühling serviert

Gastronunternehmer Michel Péclard trennt sich vom Traditionscafé Schober in der Zürcher Altstadt.



Eine Institution für viele Gäste aus dem In- und Ausland: Nun steht das Café Schober nach dem Rückzug von Michel Péclard vor einer ungewissen Zukunft. Foto: Urs Jaudas

**Geschäftsende** «Für mich ist das Wichtigste, dass wir alle 15 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Schober weiter bei uns beschäftigen können», sagt Michel Péclard. Für einmal macht der umtriebige Trend-Gastronom nicht mit der Übernahme eines Restaurants oder mit einer ausgefallenen Idee Schlagzeilen, er gibt einen seiner Betriebe auf. Im März nächsten Jahres wird in der Konditorei Péclard im Schober die letzte heisse Schoggi serviert. Leicht fällt ihm die Schliessung

nicht. «Natürlich ist es schade, denn ich war vor zehn Jahren als Nachfolger der Confiserie Teusscher mit viel Herzblut eingestiegen.» Die Konditorei wurde bei der Übernahme liebevoll und aufwendig renoviert.

Der Unternehmer verabschiedet sich aber nach reiflicher Überlegung vom traditionsreichen Betrieb im Zürcher Niederdorf. Die Besitzerin der Liegenschaft habe eine gänzlich andere Auffassung von kreativem Wirten als er. «Der Umgang mit

ihr war in all den Jahren mühsam und schwierig. Irgendwann war meine Freude, die Kreativität und Motivation am Schober weg», sagt Péclard. Die beiden Parteien haben sich mehr als einmal vor dem Mietgericht gestritten. Freundliche Worte findet der Gastronom für die Besitzerin nicht mehr.

«Wir konnten nie kostendeckend arbeiten, sagt Péclard. Beim Umbau des Schober sei er finanziell an seine Grenzen gegangen, er habe beinahe Konkurs

anmelden müssen, sagt er. Das ursprüngliche Budget von 800 000 Franken wurde auf fast das Doppelte überzogen. Das Konditorei- und Pâtisserie-Gewerbe sei in den vergangenen Jahren schwieriger geworden, es werde heute mehr auf Fitness und schlanke Linie geachtet. Zudem sei die Herstellung anspruchsvoll und personalintensiv, man arbeite mit hochpreisigen Grundmaterialien, und die Produktion gestalte sich in einem aus dem 13. Jahrhundert

stammenden historischen Haus aufwendig. Die Räume des Betriebs befinden sich auf fünf teils verwinkelten Ebenen.

Im März 2019 ist Schluss. Was dann aus dem Schober wird, weiss Péclard nicht. «Das ist nicht mein Problem», sagt er. Wer sich noch ein Erinnerungstück sichern will, tut gut daran, sich den März 2019 zu merken. Nach der Schliessung werden Mobiliar und Inventar verkauft.

**Werner Schüepp**